

Marco Gerster
Gewalt ohne Grund

Über die narrative Bewältigung
von Amokläufen

308 Seiten · ISBN 978-3-95832-097-0 · € 34,90

© Velbrück Wissenschaft 2016

I Einleitung

I.1 ›Ganz normale Jugendliche‹

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Amok als Form ›grundloser‹ Gewalt. Eine mögliche Erwartung soll gleich zu Beginn zerstreut werden: Es wird im Folgenden weder die Anstrengung unternommen, den gesellschaftlichen Erklärungsnotstand mit eigens formulierten ›Gründen‹ aufzufüllen noch besteht das Ziel, bereits vorhandene Erklärungsangebote als falsch zurückzuweisen. Vielmehr sollen die Erklärungsangebote selbst deutend verstanden und aus einer kultursoziologischen Perspektive nach der diskursiven Produktivität und der narrativen Energie jenes ›Nichts‹ gefragt werden, das sich in der Gewalt von Amokläufen offenbart.

Die Zuschreibung ›Grundlosigkeit‹ ruft ambivalente Gefühle hervor. Sie gilt je nach Kontext entweder als Ideal oder aber als Anlass für ernstzunehmendes Unbehagen. Während Grundlosigkeit beispielsweise das wichtigste Moment in der Vorstellung der romantischen Liebe darstellt und für Authentizität steht, wird das gleiche Attribut im Zusammenhang von Verbrechen als grausam, monströs und pathologisch wahrgenommen.¹ ›Grundlose‹ oder ›sinnlose‹ Gewalt² scheint eine letzte Facette einer archaisch anmutenden Kategorie des Bösen zu sein, auf die unsere Gesellschaft und insbesondere deren Medienöffentlichkeit besonders empfindsam reagieren (vgl. Vogl 2003a: 224; Giesen et al. 2014b). »Wer

1 Für eine kultursoziologische Analyse der Phänomene Liebe und Verbrechen vergleiche den gleichnamigen Text von Bernhard Giesen, Kim-Claude Meyer und Marco Gerster (Giesen et al. 2014c).

2 Im Folgenden werden die Begriffe ›sinnlos‹ und ›grundlos‹ synonym verwendet, wohl wissend, dass sie Unterschiedliches betonen. In den Kapiteln 6 und 13.1.2 wird darauf zurückgekommen.

aber nach verbindlichem Sinn sucht, dem muß die Kontingenz zum Bösen werden«, schreibt Rüdiger Safranski in seinem Buch *Das Böse oder Das Drama der Freiheit* (1997: 220). Safranski entfaltet diese These am Beispiel von Joseph Conrads *Heart of Darkness* (1899), in dem der erkrankte Agent Kurtz an der einsamen und schweigenden Wildnis zweifelt und mit den berühmten Worten »The horror! The horror!« sein Leben aushaucht. Doch Safranskis These lässt sich freilich auch in einen größeren Kontext stellen.

Eine besondere Form der Kontingenzbewältigung taucht gegen Mitte des 19. Jahrhunderts auf. Mit dem Rückgang des deterministischen Denkens entstehen probabilistische Modelle, mit denen Kontingenzen operationalisiert und kontrolliert werden sollen. Es kommt zu einer »Zähmung des Zufalls«, wie Ian Hacking es formuliert hat: »[T]he taming of chance, that is, of the way in which apparently chance or irregular events have been brought under the control of natural or social law« (Hacking 1990: 10). Gesellschaften werden statistisch beschreibbar und bestehen im Durchschnitt aus »normalen Menschen«, die konform zu den geltenden Normen und Werten handeln (vgl. Hacking 1990: 2). Extreme Abweichungen von dieser Normalität gelten dann entweder als pathologisch oder – in Hinblick auf positives Verhalten – als besonders bewundernswert. Dieser Ansatz lässt jedoch eine dritte Perspektive außer Acht: Der »dämonologische Blick« (vgl. Giesen 2010: 144 ff.) vermutet die Täuschung gerade hinter der harmlos anmutenden Oberfläche. Die Normalität selbst gerät unter Verdacht, heimlich mit dem Bösen im Bunde zu stehen. Ein prominentes Beispiel³ stammt von Christopher R. Browning und seiner Analyse des deutschen Reserve-Polizeibataillons 101 im zweiten Weltkrieg. Am Schluss seines Buches, das den Titel *Ganz normale Männer* trägt (engl. *Ordinary Men*, erstmals 1992), kommt Browning zu folgendem Fazit:

³ Zwei weitere Studien lassen sich nennen. Ein erstes Beispiel stellt das Stanford-Prison-Experiment dar (vgl. Zimbardo 2008). Die in seinem Buchtitel gestellte Frage »How Good People Turn Evil« versucht Philip Zimbardo durch die spezifische Gefängnissituation zu erklären, durch die Übernahme von Rollenmustern (Insassen vs. Wärter) und durch die in der materiellen Umgebung eingelassenen Handlungsskripte (z.B. Zellen, Schlagstöcke etc.). Auch wenn Zimbardo nicht von »normalen«, sondern von »guten« Menschen spricht, lassen sich das Experiment und dessen Erkenntnisse eindeutig einem Topos der Dämonie des Normalen zuordnen. Das zweite Beispiel ist unter dem Namen »Milgram-Experiment« (vgl. Milgram 1974) bekannt geworden. Hier liegen die Ursachen des Kippens der Normalität ins Monströse ebenfalls in der sozialen Situation begründet, indem die »Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität« – so der Untertitel der deutschen Übersetzung –, untersucht wird.

»In praktisch jedem sozialen Kollektiv übt die Gruppe, der eine Person angehört, gewaltigen Druck auf deren Verhalten aus und legt moralische Wertmaßstäbe fest. Wenn die Männer des Reserve-Polizeibataillons 101 unter solchen Umständen zu Mördern werden konnten, für welche Gruppe von Menschen ließe sich dann noch Ähnliches ausschließen?« (Browning 1993: 247)

Die Figur der ganz normalen Männer wird zum Gegenstand eines dämonologischen Blicks, »da ihnen die Bedrohlichkeit des Insignifikanten und damit des Unerkennbaren anhaftet« (C. Schneider 2011: 4). Mit seinem Ergebnis unterstellt Browning jedoch nicht, dass die Täter als »ganz normale Männer« folterten und mordeten, sondern verweist auf die monströse *Potentialität*, die in der Normalität schlummert und vor der sich niemand sicher wissen kann. Sie *waren* ganz normale Männer. Jeder kann zum Täter und jeder kann zum Opfer von Gewalt werden.

Dieser Topos der Dämonie des Normalen beschränkt sich keineswegs nur auf die Kriegsverbrechen während des Zweiten Weltkrieges, sondern er findet sich seit geraumer Zeit auch im Diskurs um Jugendgewalt wieder. Formulierungen wie »ganz normale Jugendliche« oder »auffällige Unauffälligkeiten« zeigen wie im Fall des Reserve-Polizeibataillons 101 die Problematik dessen an, was mit »Normalität« gemeint sein soll. Die Betonung der Normalität schürt den Zweifel an der Richtigkeit der Beschreibung, denn gerade weil die Jugendlichen gewalttätig werden, enttäuschen sie die Erwartungen an den »normalen« Durchschnitt, der eben *nicht* zur Gewalt greift. »Normalität« scheint hier eher auf eine Art doppelte Identität und verschiedene Rollen hinzuweisen, wie sie auch anderen Sozialfiguren wie dem terroristischen Schläfer oder dem Spion eigen sind. Diese halten das Wissen um ihre Motive und Absichten vor anderen gezielt verborgen, während die potentiellen Opfer der vorgetäuschten Normalität aufsitzen. Dass das Narrativ der »ganz normalen Jugendlichen« in den unterschiedlichsten Kontexten von Jugendgewalt in den letzten Jahren häufig anzutreffen ist, lässt sich anhand einiger Beispiele illustrieren:

Die *taz* vom 6. Mai 1994 zitiert den damaligen Bürgermeister von Lübeck, Michael Bouteiller, im Zusammenhang von Gewalt durch Neonazis mit den Worten: »Die mutmaßlichen Synagogen-Brandstifter sind ganz normale Jugendliche aus unserer Stadt.« – Nach einer Schlägerei auf einem Camperfest in Mecklenburg-Vorpommern ist ebenfalls in der *taz* vom 13. Mai 1997 zu lesen: »Das waren ganz normale Jugendliche, wie Überall auch«, weist er [der Pressesprecher der Rostocker Polizei, M.G.] die Frage nach einem möglichen rechtsgerichteten Milieu zurück.« – In einem Artikel der *Stuttgarter Zeitung* vom 13. August 2001, der sich mit den Unruhen in England beschäftigt, ist zu lesen: »Längst haben wir erfahren, dass keineswegs nur verarmte und perspektivlose Jugendliche aus Problemfamilien sich an den Plünderungen in London,

Birmingham und Manchester beteiligt haben. Auch scheinbar ganz normale Jugendliche aus der Mittel- und Oberschicht nutzten die für sie offenbar günstige Gelegenheit.« – Bei einem Missbrauchsfall von Jugendlichen durch Jugendliche erläutert ein Oberstaatsanwalt in der *taz* vom 26. März 2011: »Es gebe keine Hinweise darauf, dass die mutmaßlichen Täter schädliche Neigungen hätten. Es sind ganz normale Jugendliche, sagte Retemeyer. Auch die Familien seien nicht auffällig.«

Ein wichtiges Beispiel fehlt noch in dieser Aufzählung. Die soziale Unsichtbarkeit, die mit ihrer Enthüllung gleichzeitig an einen Ausbruch von exzessiver Gewalt gekoppelt ist, wird vor allem seit den letzten zehn Jahren von einem besonderen Gewalttypus verkörpert, um den es in dieser Arbeit gehen soll: dem Amoklauf.⁴ Gerade der Amokläufer ist Sinnbild eines »gewendeten, monströsen Mittelmaßes«, so der Kultur- und Literaturwissenschaftler Joseph Vogl (Vogl 2000: 77). Der Umstand, dass die Täter keine »idealtypischen« Massenmörder sind, bringt die Gesellschaft, in deren Mitte sich die Gewalt ereignet, in einen Erklärungsnotstand. Die soziale Katastrophe besteht deshalb auch nicht in erster Linie im Sterben von Opfern. Dies ist selbstverständlich schrecklich und tragisch, aber es kommt in anderen Kontexten ebenfalls vor und muss nicht zwangsläufig skandalisiert werden – man denke etwa an die tausenden Toten, die jährlich an Krankenhauskeimen oder der saisonalen Influenza sterben. Das Unbehagen besteht vielmehr darin, »dass sich die Taten und Ereignisse vom Fundament der Gründe gelöst haben« (Vogl 2004: 145). Dies macht es schwer, den Amoklauf in eine plausible, die Ordnung wieder herstellende Erzählung einzubetten und Präventionsstrategien zu erarbeiten. Der Sinnzwang öffnet zahlreiche Einfallstore für Spekulationen und erschafft immer neue Erklärungsmuster, die um das schwarze Loch des Ereignisses kreisen, von seinem Sog angezogen werden und doch oftmals ins Leere laufen.

Dies liegt nicht zuletzt an der Ambivalenz des Phänomens selbst. Es lässt sich in einem komplexen Diskursfeld zwischen Normalität und Ausnahme, Krankheit und Sozialisation sowie Individualisierung und Entindividualisierung verorten. Im Zentrum dieser Antagonismen stehen die Fragen nach Schuld, Zurechnung und Verantwortung und jedes »Kippen« in die eine oder die andere Richtung der Antagonismen führt zu

4 Mit dem Verweis auf Brownings Studie über die »ganz normalen Männer« sollen weder Parallelen zwischen NS-Kriegsverbrechen und Amokläufen gezogen werden, noch soll behauptet werden, dass Amokläufer *tatsächlich* ganz normale Jugendliche sind. Vielmehr geht es darum, narrative Bewältigungsstrategien freizulegen. Wie im Verlauf der Arbeit noch zu zeigen sein wird, bildet die Erklärung – oder besser: die Nicht-Erklärung – der Kategorie der »ganz normalen Jugendlichen« nur eines unter vielen Narrativen, mit denen versucht wird, das Außerordentliche zu bannen. Die radikale Devianz wird über viele Figuren erzählt (»der Normale«, »der Kranke«, das »Opfer« etc., vgl. 8.3.1).

Folgeproblemen für die Gesellschaft, die derartige Gewaltereignisse zu verhindern sucht. Wie die »ganz normalen Männer« sind auch die »ganz normalen Jugendlichen« eine »Figur, mit Hilfe derer das Subjekt als Bezugspunkt möglicher Erklärungen angesteuert wird, um es im gleichen Atemzug zu neutralisieren« (C. Schneider 2011: 17). Wenn die Täter aus unserer Mitte kommen und so sind wie wir, dann lässt sich kaum noch von einer Ausnahme sprechen. Wenn Browning die rhetorische Frage stellt, wer vom Einfluss der Gesellschaft oder den Gruppen, in denen er sich bewegt, gefeilt ist, dann lässt sich dies auch auf die Diskussion um Amokläufe übertragen: Wenn schlechte Noten, Mobbing, die sogenannten »Killerspiele« oder die Mitgliedschaft im Schützenverein *tatsächlich* Amokläufe auslösen, dann sind mehr »ganz normale Jugendliche« gefährdet als bislang angenommen. Wenn die Täter dagegen pathologisiert und »entmenschlicht« werden, erhalten sie den Status einer Ausnahme. Dies entlässt die Gesellschaft ein Stück weit aus ihrer Verantwortung, was dann aber auch heißt, dass gegen Amokläufe nur noch Vorsorge- und keine Präventionsstrategien mehr greifen (vgl. 7.4.3 und 10.1.3).

Es soll an dieser Stelle betont werden, dass die vorliegende Arbeit nicht versucht, die Frage zu beantworten, ob die Täter nun »ganz normale Jugendliche« sind oder nicht, ob man tatsächlich etwas gegen derartige Gewaltereignisse tun kann oder nicht, ob es Gründe für die Gewalt gibt oder nicht. Es geht vielmehr darum, den gesellschaftlichen Erklärungsnotstand selbst zum Thema der Untersuchung zu machen und die »grundlose Gewalt« sowie die »ganz normalen Jugendlichen« als einige Narrative – neben anderen –, zu begreifen, mit denen Amokläufe semantisiert und bewältigt werden. Die empirische Analyse der Medienberichterstattung stellt keine Dekonstruktion der Geschichten und Erklärungen in dem Sinne dar, als dass dem Leser in einem abschließenden Fazit gesagt werden soll, wie es sich »wirklich« verhält. Katastrophen können im Sinne von Marcel Mauss als »totale gesellschaftliche Phänomene« (vgl. Mauss 1990: 17) betrachtet werden, hat Jörg Bergmann einmal in einem Vortrag über Katastrophenkommunikation gesagt. Sie ziehen weite Kreise und haben eine Resonanz in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären wie Kunst, Recht, Moral, Religion oder den Medien. Deshalb sind Krisen, Störungen, Sinnzusammenbrüche und – ganz allgemein – Phänomene des Außerordentlichen aus kulturosoziologischer Perspektive besonders interessant. Sie lassen sich als nicht intendierte, gesellschaftsweite Krisenexperimente⁵ nach Garfinkel begreifen, durch welche die soziale und kulturelle Ordnung sichtbar werden, die im Alltag für gewöhnlich latent bleiben (vgl. Giesen 2004a).

5 Zu Skandalen als »makrosoziale Krisenexperimente« vgl. auch (Binder 2013: 16, 198).

1.2 Überblick

Den ersten der fünf großen Teile, zum dem auch die Einleitung gehört, bildet die Einführung in die Arbeit und in das Thema. Nach der Einleitung (Kapitel 1) folgt eine Übersicht des Forschungsstandes zum Thema Amok, in dem drei Perspektiven idealtypisch unterschieden werden: Ethnologische Ansätze, Ursachen und Präventionsforschung sowie konstruktivistische Ansätze. Darüber hinaus werden die übergeordneten Forschungsfragen, das empirische Datenmaterial und der methodische Zugang erläutert (Kapitel 2).

Der zweite große Abschnitt beschäftigt sich mit Amok aus einer historischen Perspektive. In einem ersten Schritt erfolgt eine Rekonstruktion der Ursprünge des Amoklaufs, die zeigen, dass die Gewalt, die wir heute als Amoklauf bezeichnen, eine jahrhundertelange Vorgeschichte hat. Darin wird deutlich, wie sich das Phänomen seit dem 14. Jahrhundert von einem kriegerischen Ritual in Südostasien zu einem pathologischen Störfall in der westlichen Welt seit dem 19. Jahrhundert entwickelt hat. Es vollzieht sich ein Bedeutungswandel des archaischen Amok, der als leerer Signifikant für bestimmte Formen von Gewalt allmählich in Europa und Amerika auftaucht und auf nicht-erklärbare, ›sinnlose‹ Gewalttatsachen verweist (Kapitel 3).

In einem zweiten Schritt werden die ersten Amokläufe, die in der westlichen Welt als solche rezipiert wurden, untersucht: die deutschen Amokläufe am 20. Juni 1913 in Bremen, am 4. September 1913 in Degerloch und am 11. Juni 1964 in Koeln-Volkhoven sowie die amerikanischen Amokläufe am 1. August 1966 in Austin (Texas) und am 20. April 1999 in Littleton. Der These der *Ent-Ritualisierung* von Kapitel 3 steht nun die These einer Art *Re-Ritualisierung* gegenüber: Amok ist in der modernen westlichen Welt angekommen. Er hat seinen festen Platz in Diskursen, Medien und dem Repertoire an möglichen Handlungen eingenommen (Kapitel 4).

Der dritte große Abschnitt umfasst die theoretischen Konzepte der Arbeit. Kapitel 5 beschäftigt sich mit dem Verhältnis von »Sinn, Ereignis und Erzählung« und der Frage, warum sich die Soziologie bisher kaum mit dem Problem der Sinnlosigkeit beschäftigt hat, obwohl der Sinnbegriff in den meisten theoretischen Schulen von großer Bedeutung ist. Nach der Diskussion von einigen Möglichkeiten, wie ›Sinnlosigkeit‹ soziologisch verstanden werden kann, geht es darum, Literatur aus der Ereignis- und Erzähltheorie mit einzubeziehen. Eine These des Kapitels lautet, dass ein als sinnlos empfundenen Ereignis gerade dadurch bewältigt

werden kann, indem der *horror vacui*⁶ erzählerisch in eine Überproduktion an Sinn transformiert wird.

Kapitel 6 (»Gewalt, Gefühl und Transgression«) schließt an die vorhergehenden Überlegungen an und konsultiert gewaltsoziologische Arbeiten hinsichtlich des Phänomens der »grundlosen« Gewalt. Auch hier zeigt sich, dass es bislang wenig systematische Auseinandersetzungen zu diesem Desiderat gibt. Der Vorschlag, der in diesem Kapitel skizziert wird, besteht aus drei Schritten: Zuerst werden die Grenzen der Gewalt ausgelotet, um im Anschluss Dynamiken der Entgrenzung sowie soziale Mechanismen der Eingrenzung in den Blick zu nehmen. Von besonderer Relevanz sind Ansätze, die die Innenwelt von Gewalttätern phänomenologisch zu rekonstruieren versuchen und die Gefühle, der Erfahrbarkeit von Gewalt sowie dem performativen Charakter eine wichtige Rolle zusprechen. Ein Plädoyer dieses Kapitels lautet, Gewalt als ›Faszinosum«, das eben nicht nur abstößt, sondern auch eine attrahierende Wirkung haben kann, ernst zu nehmen. Wer Gewalt ausschließlich als Mittel zum Zweck begreift oder den Griff zur Gewalt allein mit Argumenten des Mangels erklärt – etwa schlechte Integration, prekäre finanzielle Umstände oder mangelndes Selbstbewusstsein –, wird in Bezug auf ›grundlose‹ Gewalt schnell an Grenzen stoßen.

Kapitel 7 konzentriert sich auf den Zusammenhang zwischen »Verbrechen, Risiko und Solidarität«. Hier wird die These entfaltet, dass nicht nur die Verurteilung von Verbrechen, sondern auch die Formulierung von Risiken, Entscheidern und Sündenböcken solidaritätsstiftend wirkt. Was die Rolle von Amokläufen in der Risikogesellschaft angeht, fällt auf, dass sie für die Risikogesellschaft konstitutive Unterscheidungen unterlaufen. Einerseits ist der Amoklauf Sinnbild einer völlig kontingenten, ›menschlichen Naturkatastrophe«, andererseits manifestiert sich in ihm ein (meistens retrospektiv formuliertes) ›menschliches Risiko«, das man hätte bemerken müssen oder durch die ›richtigen‹ Entscheidungen beeinflussen können.

Im vierten großen Abschnitt werden die Ergebnisse der empirischen Analyse der Berichterstattung über die Amokläufe von Erfurt und Winnenden vorgestellt. Zunächst wird der Amoklauf als traumatisches Ereignis beschrieben, das in den ruhigen Fluss des Alltags hereinbricht. Dieses Hereinbrechen der Gewalt wird von Figuren des Außerordentlichen – Tätern, Opfern, Helden und Experten –, sowie von Rhetoriken des Unaussprechlichen und Trauerritualen begleitet (Kapitel 8).

Daran anschließend wird der Diskurs um Schuld und Verantwortung analysiert. Der Vater des Winnender Amokläufers, die sogenannten ›Killerspiele‹ und Schützenvereine sind prominente Beispiele von ›Symbolen des Bösen«, denen ein Zusammenhang mit der Gewalt des Amoklaufs

6 Zum Problem des *horror vacui* vgl. auch (Gerster 2016).

zugeschrieben wird. Gesetze, Urteile und Stigmatisierungen lassen sich deshalb als Rituale der Reinigung interpretieren, die das Risiko eines weiteren Amoklaufes verringern sollen. Über derartige Feindbilder und deren Exklusion kann sich eine erschütterte Gesellschaft ihrer kollektiven Identität und Solidarität versichern (Kapitel 9).

Kapitel 11 stellt den Begriffen von Schuld und Verantwortung die Konzeption von Krise und relativ diffusum sozialem Versagen von Schule, Familie und allgemein des gesellschaftlichen Wertesystems gegenüber. Diese Diskursstränge haben weniger solidarische Kraft, weil sie sich gegen etwas richten, sondern weil sie Vorstellungen einer guten Gesellschaft (oder Schule, oder Familie) generieren, über die sich eine Gesellschaft integrieren kann (Kapitel 10).

Das letzte Kapitel der empirischen Analyse beschreibt Versuche der diskursiven Schließung des traumatischen Ereignisses. Zentrale Bestandteile der gesellschaftlichen Überwindung von Amokläufen sind das kollektive Erinnern an die Tat sowie die Repräsentation der Opfer, die dadurch wieder ihren Platz in der Mitte der Gesellschaft erhalten. Darüber hinaus findet eine Transformation von Räumen statt, indem beispielsweise Schulen renoviert und baulich umgestaltet werden, um den Makel des Verbrechens verblassen zu lassen (Kapitel 11).

Kapitel 12 fasst die Ergebnisse der empirischen Analyse in Form von drei Narrativen zusammen, in die Amokläufe verwoben werden: Ein aufsteigendes Narrativ »Vom Trauma zum Triumph«, in dem es um die Überwindung eines Einzelereignisses geht; ein absteigendes Narrativ »In schlechter Gesellschaft«, in dem Amokläufe als Symptom einer gesamtgesellschaftlichen Krise der moralischen Ordnung gedeutet werden; und ein zyklisches Narrativ »Ohne Anfang kein Ende«, in dem die Taten selbst miteinander verkettet scheinen, aufeinander verweisen und die narrative Bewältigung selbst unter Verdacht gerät, die Geschichte der Gewalt fortzuschreiben.

Der fünfte Abschnitt bildet den Schluss der vorliegenden Arbeit. Kapitel 13 resümiert die zentralen Ergebnisse und stellt diese in Form von drei Thesen dar, die sich aus den Erkenntnissen der theoretischen, historischen und empirischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen Amoklauf entwickeln lassen. Abschließend werden offene Fragen diskutiert und ein Ausblick gegeben.